

Der Ausschuß-Vorsitzende Heinz-Werner Arens (SPD) hatte Postel unmißverständlich gefragt, ob er wisse, „wie es dazu kam, warum er (Pfeiffer –Red.) aus Bremen wegging und wie er dann in Kiel landete“. Postel antwortete ebenso eindeutig, er habe von dem Stellenwechsel „nur ganz grob“ erfahren: „Genaues weiß ich dazu nicht.“

Ebenfalls falsch, aber verjährt wäre – falls die jetzige FAZ-Version stimmt – die Aussage Postels vor einem Lübecker Staatsanwalt am 21. Oktober 1987:

Auf Frage gebe ich an, daß er (Pfeiffer –Red.) mir gegenüber nie von einer Beschattungsaktion gegenüber dem Oppositionsführer Engholm gesprochen hat. Ich weiß auch nichts davon, daß er in Bremen eine Detektei mit dieser Aufgabe betraut hat. Auch der Name Piel sagt mir in diesem Zusammenhang nichts.

Nun soll alles ganz anders gewesen sein. Die Einstellung Pfeiffers in der Kieler Staatskanzlei wäre demnach Postels Trickser-Geschick zuzuschreiben. Und zumindest an einer Pfeiffer-Aktion will Postel selbst aktiv mitgewirkt haben: Er habe, erzählt Postel, den damaligen Geschäftsführer der Hamburger Kosmetikfirma Schwarzkopf, Karl Josef Ballhaus, angerufen, um die Finanzierung der gegen Engholm eingesetzten Detektive anzubahnen. Diesmal habe er sich als ein „Klaus Simon“ vom *Weser-Kurier* ausgegeben.

Tatsächlich hatte sich im Januar 1987 bei Ballhaus ein Anrufer gemeldet, der, so Ballhaus, „Informationen über die Hintergründe der ‚Monitor‘-Sendung“ anbot. Das TV-Magazin hatte über gesundheitsgefährdendes Dioxan in Shampoos gerade auch der Firma Schwarzkopf berichtet und dadurch erhebliche Umsatzeinbußen ausgelöst.

Der Anonymus habe, erinnert sich Ballhaus, 50 000 Mark für das Material verlangt – ein Viertel davon, plus Mehrwertsteuer, überwies Ballhaus ein paar Tage später als Anzahlung auf ein Konto der Detektei Harry Piel. Daß der Anrufer sich namentlich als Reporter vorgestellt habe, bestreitet Ballhaus entschieden.

Mit Postel, sagt Pfeiffer, habe er „über Einzelheiten meiner Tätigkeit in Kiel überhaupt nie gesprochen“. Auch Postel stellt im Gespräch mit dem SPIEGEL sein Verhältnis zu Pfeiffer während des-



Rom-Pilger Postel, Papst\*: „Verschiedene Wirklichkeiten“

sen Kieler Dienstzeit recht distanziert dar: Er habe „gedacht, daß Pfeiffer da Dinge initiiert und inszeniert und sich präpariert und dann irgendwann sich zurückzieht in die Berge und ein Buch schreibt“.

Damit springt der angebliche Hintermann Pfeiffers selber aus seiner FAZ-Rolle heraus, die ihm zuschrieb, er und Pfeiffer hätten „in engem Kontakt“ gestanden, „was für die ganze Zeit gilt, in

fen, will die angeblich so zentrale Figur der Affäre zu tun gehabt haben.

Und Postel zerstreut auch den in der FAZ sorgsam gehegten Verdacht, er sei „Dr. Wagner“ gewesen – jener angebliche Arzt, der den Oppositionsführer 1987 telefonisch mit der Vermutung erschreckte, er habe sich womöglich bei einer HIV-infizierten Person angesteckt.

Dabei hätte es bei dieser „miesesten Ferkelei“ (Engholm) immerhin einen di-

der Pfeiffer in der Pressestelle sein Unwesen trieb“.

Postel bestreitet sogar nachdrücklich, an irgendwelchen Pfeiffer-Aktionen direkt beteiligt gewesen zu sein – auch wenn sie durchaus in sein schwindlerisches Handlungsraaster gepaßt hätten.

Weder mit einer gefälschten Presseerklärung Pfeiffers für die Grünen noch mit dem Versuch Pfeiffers, ein Miniabhörgerät zu beschaf-

## „Laute der Zustimmung“

Ex-Stasi-Aufklärer erinnern sich an abgehörte Telefongespräche

**E**in dämmeriger Septemberabend 1987, Uwe Barschel fuhr von Hamburg nach Kiel. Exakt um 20.07 Uhr sprach er über Autotelefon mit Reiner Pfeiffer, der damals noch sein Referent war.

Angeblich, so Pfeiffers spätere Schilderung, erkundigte sich der Regierungschef, ob ihm der Mann fürs Grobe eine Wanze besorgt habe. Ohrenzeuge war neben Pfeiffer nur Barschels Fahrer Heinrich Scheller. Der erinnerte sich jüngst vor dem Kieler Untersuchungsausschuß, daß Barschel von einem „Ding“ gesprochen habe.

Jetzt gibt es den dritten Mann: Dietrich Laaß, 51, Ex-Hauptmann der für Lauschaktionen zuständigen Hauptabteilung III des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit. Der Spezialist für elektronische Aufklärung will das Gespräch zwischen Pfeiffer und Barschel mitgehört haben. So teilte er es der kriminalpolizeilichen „Soko Genf“ in Kiel mit, die im Todesfall Barschel ermittelt.

„Schätzungsweise“, so Laaß, habe er „ein Dutzend Gespräche“ Barschels mitgehört. Das Telefonat vom 8. Sep-

tember habe er immer noch in Erinnerung. Pfeiffer habe bei Barschel im Auto angeklüngelt und über die „Möglichkeit“ der Installation einer „Wanze“ gesprochen.

Nach Pfeiffers Darstellung sollte tatsächlich eine Wanze ins Diensttelefon des Regierungschefs gepflanzt und später entdeckt werden. Der politische Gegner, die schleswig-holsteinische SPD, sollte in den Verdacht geraten, mit schmutzigen Tricks zu arbeiten.

Nun will Laaß vor siebeneinhalb Jahren die üble Geschichte so ähnlich mitbekommen haben. Jedenfalls sei ihm durch das Gehörte „deutlich“ geworden, daß Barschel in eine „Opferrolle“ gelangen wollte. Es sollte so aussehen, als ob „Gegner im Wahlkampf“ ihn reinlegen wollten.

Bei dem belauschten Gespräch habe zumeist Pfeiffer geredet. „Barschel hörte nur zu und gab ab und zu Laute der Zustimmung von sich wie hm oder ja.“ Bandoaufzeichnungen oder eine Mitschrift gebe es, so Laaß, allerdings nicht. Er habe das Telefonat „nicht in den Protokollen erfaßt“.

\* Am 1. Mai 1991; angeblich bei einer Privataudienz, die dem Theologiestudenten Postel durch ein Empfehlungsschreiben des Bischofs von Münster, Reinhard Lettmann, vermittelt wurde.

rekten Bezug zu Postel gegeben: Er hatte sich nämlich Anfang der achtziger Jahre einen Telefonanschluß auf den Namen „Dr. Wagner“ legen lassen.

Gleichwohl will Postel mit den Anrufen bei Engholm und dessen Hausarzt nichts zu tun haben, „ich kenne mich in der somatischen Medizin wirklich nicht aus“. Andererseits traut er Pfeiffer einen solchen Dialog auch nicht zu: Als falscher Arzt einen echten Kollegen anzurufen, da ist sich Postel sicher, „das bringt Pfeiffer nicht“. Aber wer sollte es sonst gewesen sein?

**D**as Szenario für einen Puppenspieler, an dessen Fäden Reiner Pfeiffer hängt, ist so alt wie die Affäre selbst. So schrieb schon 1987 das *Handelsblatt*: „Angenommen, Pfeiffer hätte politische Hintermänner außerhalb der Kieler Staatskanzlei oder er hätte – aus welchen Motiven auch immer – auf eigene Faust und ohne

Die Vernehmung von Laaß dauerte drei Stunden, seine aus der Erinnerung geholte Geschichte weist deutliche Schwächen auf.

Unstrittig ist, daß – anders als Laaß erklärt – Barschel es war, der Pfeiffer in dessen Wohnung angerufen hat. Die Gesprächsdauer war wesentlich kürzer, als der MfS-Hauptmann angibt: keine „ca. acht oder neun Minuten“, sondern genau 94 Sekunden. Und seine Einlassung, das Gespräch hätte zweifelsohne die MfS-Oberen interessiert, er habe aber wegen der „Zweifel“ an dem „Machtapparat des DDR-Systems“ die Aufnahmen gelöscht, klingt wenig überzeugend.

Die Ermittler von der „Soko Genf“ sind nicht zu beneiden – keine heiße Spur im Labyrinth. Derzeit graben sie sich durch die für elektronische Aufklärung zuständige Hauptabteilung III, die mit ihren 4200 Mitarbeitern rund 100 000 Telefonanschlüsse gezielt abgehört hat.

Lediglich Fetzen eines Gesamtbildes sind bislang sichtbar. Ob der früher bei Schwerin postierte Zeuge Laaß oder die jüngst als Zeugin aufgetauchte frühere Stasi-Auswerterin Marion Herrmann, die bei den Ermittlern über an-

das Wissen seiner Vorgesetzten gehandelt, dann müßte er eine Art Top-Agent sein, an dessen Kaltschnäuzigkeit sich noch ein James Bond ein Beispiel nehmen könnte.“

Inzwischen gibt es unzählige Versionen, wer Pfeiffer – außer Barschel natürlich – gesteuert haben könnte: die Stasi, die SPD, die CIA, das KGB oder der Mossad. Der schlichte Gedanke, daß sein Arbeitgeber namens Barschel ihn zu den fiesen Tricks animiert haben könnte, ist manchem Enthüller gar zu langweilig.

Dabei ist bei allen Zweifeln an Pfeiffers Erzählungen zumindest die Mitwisserschaft Barschels, sind vor allem die lügenhaften Vertuschungsversuche des

Ministerpräsidenten offenkundig. Die Konstruktion geheimnisvoller Hintermänner hat nur eine Funktion: Barschels Verantwortung für Waterkantgate zu minimieren. Doch dazu braucht die Logik keine Hintermänner. Pfeiffer hätte das auch alleine gekonnt.

Diesen überflüssigen Part spielt der anonymisierte FAZ-Zeuge Postel auch eher ungenügend – jedenfalls wenn er ohne die Souffleur-Künste des ausgewiesenen Barschel-Spezialisten Zastrow auskommen muß. Dann reduziert er vorsichtshalber seine Star-Rolle im Waterkantgate-Film auf die des Kleindarstellers.

So deutet alles darauf hin, daß nicht Postel dem FAZ-Autor Zastrow die Versatzstücke für seine Geschichte geliefert hat – sondern eher umgekehrt: Zastrow hat die unzureichenden „Erinnerungen“ Postels mit seinem eigenen Wissen hypothetisch aufgefüllt.

Ein schönes Stück Fiction.

Im Film hat man diese Methode just begutachten können: bei Forrest Gump, der mit Hilfe moderner Computertechnik in alte TV-Aufnahmen eingeklinkt wurde. Auch der Komiker Otto Waalkes versetzte sich so in die Handlungsabläufe alter Edgar-Wallace-Filme.

Um in vielerlei Identitäten in, wie er sagt, „verschiedene Wirklichkeiten“ einzutauchen, braucht Gert Postel statt moderner Computertechnik nur sein gerichtsnotorisches Geschick, andere Leute hereinzulegen. Ohne Frage ein außerordentliches Talent, das allerdings ein aufnahmeberechtigtes Gegenüber erfordert. Das zeigen schon seine früheren Scharlatanerien. Er hat ein Gespür dafür, welches Verhalten sein jeweiliger Gesprächspartner von ihm erwartet. Dem Chef einer norddeutschen Klinik, dem sich Postel als Arzt vorstellte, gefiel die Bescheidenheit des Bewerbers: „Ich komme frisch von der Universität“, bekannte der treuherzig, „ich kann gar nichts.“

„Man muß“, so beschrieb FAZ-Autor Zastrow die Postel-Methode, „sich dem anderen angenehm machen, seine Bedürfnisse erfüllen und erfüllen.“

Darauf angesprochen, warum man ihm als professionellem Schwindler irgend etwas glauben soll, antwortet Postel dem SPIEGEL, auch ein Heiratschwindler könne sich einmal verlieben. Doch das haben die Betroffenen wohl jedesmal gedacht. □



Ministerpräsident Barschel\*: „Opferrolle“ gewollt

gebliche Engholm-Gespräche plauderte: Die Angaben aus der Retorte können stimmen oder auch nicht. Eine Überprüfung ist fast unmöglich. Sensationell war bisher keine.

Abschriften von Barschel-Telefonaten sind, ebenso wie die anderen Lausch-Protokolle, nach der Wende beim bayerischen Landesamt für Verfassungsschutz gelandet. Auf Beschluß der Innenministerkonferenz soll das gesamte Material aus Datenschutzgründen vernichtet worden sein.

Was bleibt, ist Stammtischgerede. Er glaube nicht an einen Selbstmord von Barschel, gab Laaß den Ermittlern zu Protokoll. Er habe den früheren Ministerpräsidenten zwar nie in seinem Leben gesehen, beim Lauschen aber doch einen Eindruck bekommen. Ein Suizid „paßt nicht in das Bild, welches ich mir von ihm machte“.

\* Bei seiner „Ehrenwort-Presskonferenz“ am 18. September 1987.